

# Die Heimarbeiterin

Organ des Gewerksvereins der Heimarbeiterinnen

Das Blatt erscheint monatlich  
Mitglieder erhalten es kostenlos  
Redaktionschluss am 15. jedes  
Monats

Herausgegeben vom Hauptvorstande  
Hauptgeschäftsstelle: Berlin W 30, Rollendorfsstraße 15  
Fernsprecher Amt Köhne 2858 — Postfachkonto: Frau Elisabeth Schmidt, Berlin 671 52  
Sprechstunden: werktäglich von 9—1 und 3—6 Uhr, am Sonnabend von 9—2 Uhr

Zu beziehen nur durch die  
Hauptgeschäftsstelle

Preis monatlich 20 Pfennig

Nummer 4

Berlin, April 1928

28. Jahrgang.

Was soll das Kreuz, das am Wege steht?  
Es will dem Wandrer, der vorübergeht,  
Das große Wort des Trostes sagen:  
„Der Herr hat deine Schuld getragen.“

Was soll das Kreuz, das am Wege steht?  
Es will dem Wandrer, der vorübergeht,  
Das große Wort der Weisheit sagen:  
„Du sollst dem Herrn das Kreuz nachtragen.“

Was soll das Kreuz, das am Wege steht?  
Es will dem Wandrer, der vorübergeht,  
Das große Wort der Hoffnung sagen:  
„Das Kreuz wird dich zum Himmel tragen.“

Otto Albrecht.

## Das Kreuz wird dich zum Himmel tragen.

Die „stille Woche“ steht vor der Tür. Was sagt sie uns Christenmenschen? Was vor allem uns Großstädtern? Daß wir in dieser einen Woche des Jahres auch in der Unruhe und dem Lärm des Großstadtlebens still werden sollen. Viele von uns sind auf dem Lande zur Welt gekommen, haben als Kinder und heranwachsende Jugend an so manchem Kreuzweg das Leidensbild unseres Heilandes hängen sehen, haben es in stiller Ergriffenheit geglaubt und sich die Frage vorgelegt: „Was will das Kreuz von uns?“ Und dann ist im tiefsten Innern der große Trost in uns erwacht, daß uns alle das Kreuzbild grüßt als Zeichen des Trostes, als Sinnbild der Erlösung. „Der Herr hat deine Schuld getragen.“

Dann aber sind wir in die große Stadt mit all ihrer Unrast gekommen. Außer in den Gotteshäusern gab es da kein Christusbild, und nicht alle suchten jetzt noch die Gotteshäuser so regelmäßig auf, wie sie es in der Heimat, in der Jugendzeit getan. Es war das kein Stillen, Innerliches werden, es war ein allmähliches Verarmen. Das Leben der Großstadt flutete so ruhelos über den einzelnen hinweg. Die Arbeit wuchs so riesengroß, daß selbst die Stille des Sonntags von ihr erdrückt wurde. Man muß sich ausruhen, wenn man eine ganze Woche so rastlos gearbeitet hat. Es ist dann nur möglich, zu Hause zu bleiben und das Heim in Ordnung zu bringen, das eine ganze Woche hindurch der sorgenden Hand entbehrte. Für manch eine Frau fand sich dann trotz alledem die Stille, die unser Herz bedarf, und fand sie nicht den Weg zur Kirche, so fand sie doch den Weg ins stille Kämmerlein, in dem sie mit dem Herrn, der unsere Schuld auf sich genommen hat, zu reden vermochte und neue Kraft für die Arbeit der neuen Woche fand.

Aber unsere jungen Männer? Wenn sie nicht beizzeiten den Anschluß an Gleichgesinnte gesucht hatten, so fanden sie im Kreis der Arbeitsgenossen nur zu leicht Menschen des Spottes und des Zerschürens. Und je jünger man ist, je eher läßt man sich von den scheinbar Allgeren imponieren, lauscht man den Worten ihrer Weisheit und wird irre an dem, was man als Willkürigen Schatz aus der Heimat mitbrachte.

Wie sorgendoll hat da manch eine Mutter auf ihre

Söhne, ihre Töchter geblickt! Wie hat sie ihren Mann zur Hilfe gerufen und — keine Hilfe an ihm gefunden. „Daß sie nur in Ruhe. Das ist die neue Zeit. Die Jugend ist klüger als wir, die läßt sich nichts mehr vormachen.“ Davon verschwanden die Sorgen um die Kinder nicht, aber — zwingen konnte man sie nicht. Wie sollte es nur werden? Versuche, sie zum Anschluß an solche, die den Weg des Glaubens gingen, zu bringen, scheiterten meist. —

Allmählich fanden sich in den Werkstätten und auf den Arbeitsplätzen einige wenige, die keine Leugner und Lasterer waren, die den Mut hatten, sich Christen zu nennen, selbst wenn man versuchte, sie aus der Arbeit wegzubeißen. Das war Hilfe. Da konnte man sich in Gemeinsamkeit stark machen und gemeinsam den Weg gehen, den man aus der Heimat kannte. Man wurde stärker und stiller und gefestigter und vermochte Andersdenkenden gegenüber in Ruhe das zu vertreten, was man für recht hielt.

Das ging alles gut, solange das Leben ohne besondere Sorgen seinen Gang ging. Dann aber kamen die großen Nöte. Kriegszeit, Zusammenbruch, wirtschaftliche Not wie nie zuvor. Als größtes Elend eine Arbeitslosigkeit, wie sie kaum einer von uns kannte. Da gefolte sich zur Not der Spott. „Wo ist nun euer Helfer, von dem ihr so viel gesprochen?“ Und damit kam die Zeit der Prüfung, die keinem Christen erspart bleibt.

Wir sind hier auf der Welt nicht schon in der Vollendung. Jeden von uns treffen Zeiten der Not, und wohl dem, der sich zu sagen weiß: „Es ist Notzeit für das ganze Deutschland. Warum soll sie nicht auch mich treffen? Weshalb soll auf meine Schultern eine leichtere Last gelegt werden als auf die der anderen?“

Wohl dem Hause, in dem die Zeiten der Not so völlig gemeinsam getragen werden, wo die jungen Söhne den arbeitslosen Vater trösten: „Daß gut sein. Wir haben ja noch Arbeit; es wird schon gehen; wir werden schon durchkommen.“

Wohl dem Volke, das die Zeiten der Not gemeinsam als deutsche Prüfung trägt, sich nicht verbittern läßt, nicht verzagt. Da gilt es wieder, vom Kreuze am Wege, vom Kreuze in der Straße, vom Kreuze im eigenen Heim die wahre Weisheit zu lernen: „Du sollst dem Herrn das Kreuz nachtragen.“

Welches Kreuz auch immer auf unsere Schultern gelegt wird, ob Krankheit oder Arbeitslosigkeit oder sonst eine Not, das Kreuz soll uns Menschenkindern sagen: „Nachtragen, das Kreuz dem Herrn nachtragen.“

Ist jeder einzelne von uns so weit gekommen, ist in jeder Familie ein Wille bereit, still zu tragen, was uns auferlegt ist, dann, o dann ist jedes Haus bereit für die stille Woche. Dann werden uns der Gründonnerstag und der Karfreitag mit dem stillen Mann am Kreuz zum Ostersonnabend führen. Dann werden unsere Herzen weit und froh werden, trotz aller Angst. Am Ostersonntag werden wieder aus allen Tälern und Dörfern die Glocken läuten, die in der stillen Woche geschwiegen haben. Überall wird es jauchzen: „Christ ist erstanden. Der Tod ist bezwungen. Freue dich, freue dich, o Christenheit.“

Aber auch nach der frohlichen, seligen Osterzeit hat uns das Kreuz am Wege etwas zu sagen. Es gibt uns die große Hoffnung mit, daß, wie es uns durch Kreuz und Leid

Hindurchlass, als wir dem Herrn das Kreuz nachtrugen, so uns einst das Kreuz zum Himmel tragen wird.  
Gott schenke uns allen seltsame Ostern!

## Meine erste Flugreise.

Von Dr. h. c. Gertrud Dyhrenfurth.

Die früheste Erinnerung meiner Kindheit ist, daß ich mit ausgebreiteten Armen und mit dem Ruf „ich fliege, ich fliege“ vom Stuhl sprang und dabei zu fühlen glaubte, ich würde wirklich von der Luft getragen und eine Weile schwebend gehalten. Mir schien, ich brauchte nur zu üben, ja würde ich bald lernen, es den Vögeln nachzuahmen.

Mein Leben hat so lange gedauert, daß die Technik auf wunderbarem Wege die Erfüllung meines Wunsches ermöglichte. Im 64. Jahre fand ich die Fahrten der Flugzeuge als selbstverständliches Verkehrsmittel im Kursbuch der Reichsbahn eingereiht. Mit Bogelschnelle sind die fernsten Reiseziele nun erreichbar. Und so dachte ich, es sei Zeit, Ernst zu machen, wenn ich in diesem Leben noch den Kindheits Traum verwirklichen wollte.

Eine Einladung der Universität Tübingen zu ihrem 450jährigen Jubiläum gab den Ausschlag. Die 24stündige Bahnfahrt konnte ich nicht ohne übermäßige Anstrengung machen; den sechsständigen Luftflug, der mich wenigstens bis Stuttgart brachte, ohne weiteres. Mein alter ärztlicher Freund, den ich fragte, meinte: „Natürlich muß ich als Arzt Einwendungen machen, denn es sollen sich in höheren Jahren manchmal unangenehme Folgezustände einstellen. Ich würde selbstverständlich fliegen!“ Er hat mit seinen 78 Jahren auch die Reise Zürich—Stuttgart seitdem schon gemacht. Und wie recht hatte der alte Mann! Ist nicht für den Menschen, der am Ende seiner Lebensbahn steht, das Risiko viel geringer? Viel besser als das Ende nach langem Krankenlager ist doch ein kühnes Wagnis, selbst wenn ein schneller Tod es abschließen sollte. Also mutig aufwärts in die Lüfte! Als ich sechs Tage vor dem angedachten Reisefahrt ein Billet Breslau—Halle—Stuttgart nehmen wollte, war kein Platz mehr zu haben. Ich mußte die andere Route Breslau—Prag—München wählen, und statt 105 Mark 140 Mark zahlen. Keine Kleinigkeit! Die Vögel fliegen billiger. Doch ich habe die Ausgabe nicht bereut.

Ich nächtigte im Nordhotel in Breslau, von wo man im Auto der Luftansa nach Gaudau gebracht wurde. Nach einem starken Gewitter am vorhergehenden Abend war der Morgen schön, es wehte nur eine leichte Brise über das Gaudauer Feld, nur ein leichtes Gewölk stand am Horizont. Ein geschmackvolles Stationshaus mit bescheidenem Restaurant liegt am Eingange des Flugplatzes, in dem die Papiere des Reisenden geprüft werden (bei der Reise über Prag ist ein Visum erforderlich), und das Gepäck gewogen wird. Hühner, Kilo sind frei, das Uebergewicht ist naturgemäß beschränkt. So hatte ich meinen großen Koffer — in der Familie das „Erbvergräbnis“ genannt — als Expressgut vorausgeschickt und außer der Kofferetasche nur ein Kupeertäschchen mitgenommen.

Nun ging es zum eigentlichen Flugplatz, auf dem drei schöne, weiße Emdenler lagen, Gebilde, die sich dem Vogelkörper immer mehr annähern: das topfartige Vorderstück in dem, vom Passagierraum abgetrennt, hinter großen Scheiben Pilot und Techniker sitzen, die breiten Flügel, der Rumpf, der sich nach hinten verengt, und in dem das Gepäck und, zur Beruhigung aller Reisenden sei es gesagt, auch die Möglichkeit sich zurückzuziehen, gegeben war. Pünktlich um 9 Uhr 10 Minuten klang das Abschiedssignal — der Propeller begann zu surren, dessen starkes Geräusch auf der ganzen Fahrt daran erinnerte, daß nicht ein lebendiger Organismus uns durch die Lüfte trug, sondern ein technisches Wunderwerk, von dessen sicherem Arbeiten unser Leben abhing. In den ersten Minuten rollte das Luftschiff auf Rädern über den Flugplatz. Ich öffnete mein Fenster und konnte meiner zurückgelassenen Reisebegleiterin mit dem Abschiedsgruß zuwinken, bis der entgegenkommende Luftstrom zu stark wurde. Und nun löste sich leise unser Vogel vom Boden und entschwebte aufwärts in die Lüfte. Dieser Augenblick des Freiwerdens von der Erde, des Ueberwindens der irdischen Schwere war das größte Erlebnis. Kein größeres kann es für den erdbundenen Menschen geben.

Nach wenigen Minuten schon sahen wir das Städtchen Gantzh zur Linken liegen, dann Peterwitz mit seinem Park, Schloß und Wirtschaftshaus, und nun hoffte ich mein Jakobsdorf zu sehen, wo mir jeder zuwinken wollte. Doch das

Schiff bog nach Freiburg zu ab, und ich konnte mich nicht mehr in der Gegend zurechtfinden. Die Orientierung von oben ist sehr schwer, und die Karte von Deutschland, die ich mitgenommen hatte, hat mir nur wenig genützt. Mittlerweile hatte sich das Bild unter uns einigermaßen verändert. Die großen zusammenhängenden Flächen der Großgrundbesitzer in der niederschlesischen Ebene traten zurück hinter der bäuerlichen Siedlung in den Gebirgsstreifen. Man sah die großen Industrie-Dörfer sich an den Gebirgsbächen entlangziehen, die langgestreckten Reihendörfer, in denen hinter jedem Gehöft der zugehörige Ackerstreifen an den Berglehnen heraufkriecht. Die verschiedenen Siedlungsformen treten, von oben gesehen, besonders scharf hervor, und man sieht die Agrargeschichte auf den Fluren deutlich illustriert. Größere Wollenballen zogen jetzt an uns vorüber, und wir steuerten einer riesigen Wand dunkler Wolken entgegen, hinter denen sich das Riesengebirge ganz verborg. Das Schiff stieg fühlbar in die Höhe, und eine intensive Kälte machte sich geltend; so war ich froh, meine große Reisendecke aus dem Netz über mir herunterziehen zu können. Schon fürchtete man, durch die dicke Wollendecke, die an den Bergen hing, um jede Aussicht zu kommen; aber sie zerrissen hin und wieder und ließen uns Blicke in die Bergwelt tun, über die wir jetzt dahinsagelten. Stücke des Kammes waren erkennbar, und die weißen Schneegruben taten sich deutlich unten auf. Und wunderbar erschien der scharfe Abfall des Riesesalles nach der schlesischen Seite, der sich fast wie ein Bogenkamm aufzutürmen scheint, zu dem sich die böhmischen Berge in langsamem Schwünge emporheben. Jetzt überflogen wir das große Kupatal und andere Waldgründe, und je weiter wir uns vom Kamm entfernten, desto lächter wurden die Wollenballen, die sich naturgemäß an seinen Wall herandrängen. Sobald eine Wollenschicht unter das Luftschiff trat, bildete sich jedesmal eine reizende Erscheinung. Der Schatten des Flugzeuges, umrandet von den Farben des Regenbogens, zog auf den Wolken mit uns.

Aus der Einsamkeit des Waldgebietes kamen wir in das reichbesiedelte Böhmerland, dessen rote Erde schon heraufleuchtete. Die Gehöfte und Düngerhöfe, überhaupt alle geometrischen Figuren, zeichneten sich am klarsten ab. Über auch die Gänse auf den dunklen Dorfweiden waren als weiße Punkte zu sehen. Wie unendlich reich ist dieses Böhmen an Gewerbefleiß und alter Boden- und Obstkultur! Wieviel Land ist hier dem deutschen Stamme verlorengegangen!

Nach etwa zweistündiger Fahrt nahen wir uns Prag. Fast unmerklich berührte das Flugzeug den Boden und rollte zum Aufstehen hin. Einige städtische Hallen umkränzten ihn. Im Augenblick unserer Ankunft startete das Flugzeug nach Breslau, mit gegenseitigem Winken begrüßt. Kontrolle des Visums und flüchtige Untersuchung des Gepäcks seitens artiger tschechischer Beamten und nach 20 Minuten Weiterfahrt über das in Hügel gelagerte Prag, mit seinen unzähligen Kirchen, Kapellen und Klöstern, mit seinen schönen, breiten Brücken, die über das glänzende Band des herrlichen Moldaustromes reichen. In immer erneuten Bogen kehrt der Fluß zur Stadt zurück, als wollte er ihre schönen Ufer nicht verlassen. Klar tritt die reichgeschmückte Nebojsabrinne hervor, von der aus sich der Stadteil emporbaut, der von der wunderbaren Schönheit des „Hradshins“ gekrönt wird. Umgürtet wird die Stadt von großen Neusiedlungen, einförmige Typenbauten, im Gegensatz zu der phantastischen Romantik der alten Stadt.

Viele Dörfer und Städte überflogen wir, deren Namen ich nicht feststellen konnte. Im Norden begleiteten uns die dunklen Hügel des Erzgebirges, vor uns streckte sich der Böhmerwald mit seinen einsamen Wellern und Waldwiesen. Nach seiner Ueberquerung lag lagend die Donauebene vor uns, und die Türme von Regensburg ließen sich unter-scheiden. Südwärts aber trat bald in wunderbarer Bläue die Kette der Alpen hervor, und als wir auf dem Flugplatz von München landeten, konnte man meinen, die Stadt sei unmittelbar von der Alpenwelt umkränzt.

Beim Aussteigen aus dem Luftschiff erfuhr ich zum erstenmal, daß ich, um weiter nach Stuttgart zu fahren, ein anderes Flugzeug besteigen müsse. Kaum blieb mir Zeit eine Tasse Kaffee zu trinken. Das zweite Luftschiff wurde mit einer ziemlich unbequemen Treppe erflommen, von der aus man in den Passagierraum klettern mußte. Das Schiff war ganz anders konstruiert als der Sechshöcker, in dem ich von Breslau gekommen war und enthielt nur vier Plätze für die Reisenden. Auf den Nebenlinien scheinen die Flugzeuge von älterem Typ zu verkehren, in denen die Unterbringung

weniger bequem, und, wie ich bald merkte, die Fahrt auch weniger ruhig war. Meine beiden Mitreisenden, zwei ältere Herren, waren nicht angegurtert, und ich habe es auch unterlassen, da zwar die Aufforderung dazu angeschlagen war, aber kein Angestellter sich darum kümmerte, und ich die Freiheit der Bewegung vorzog. Wir sollten die Folgen der Unterlassungsfälle bald zu spüren bekommen.

Auch die Fahrt durchs Bayernland war sehr reizend und abwechslungsreich. Zwar haben wir München selbst nicht überflogen, und von den oberbayerischen Seen war nur ein einziger, glänzender Spiegel zu erkennen; aber dann zogen wir an Augsburg, malerisch am See gelegen, und an Ulm mit seinem, auch von oben gesehen, so herrlich wirkenden Münster vorüber. Und manches kleine Dorflein mit seinem bayerischen Mottebäumchen blühte zu uns heraus ins Aetherblau. Stattliche Dörfer ragten aus den smaragdgrünen Gefilden des Schwabenlandes empor. Solange wir uns auf bayerischer Seite befanden, schien die häuerliche Besitzgröße zu überwiegen; die Zerteilung des Landes in kleine und kleinste Flecken begann erst drüben in Württemberg. Zuvor aber hatten wir zum zweiten Male die dort noch jugendlich schmale Donau überflogen und überquerten den Schwäbischen Jura, in diesem Teil mit dem sehr charakteristischen Namen „Die rauhe Alb“ genannt. Denn Geröll und Schutt überziehen die Höhen und machen dieses Gebirge recht unwirtlich, wenn es auch von ferne sehr schön und pittoresk erscheint.

Mittlerweile war der Tag immer stürmischer geworden, und unser Vogel kämpfte stätlich mit entgegengewirkenden Luftgewalten. Starke Schwankungen machten sich fühlbar, und das Gefühl absoluter Sicherheit, das mich in dem Großen Flugzeuge erfüllt hatte, wich einer leisen Unruhe.

Die Stunde der vorgezeichneten Ankunftszeit war schon etwas überschritten, und Stuttgart war noch nicht in Sicht. Da, mit einem Male ein jähes Sinken! „Das Ende“ konnte ich noch denken! Doch es kommt ein starker Ruck nach oben und zugleich ein mächtiger Klaps auf meinen Kopf. Drei getrennte Vorgänge, die aber in meinem Bewußtsein ganz als Einheit erschienen. Ich hörte später, wir seien in einen luftleeren Raum, in eine sogenannte Fallboje, geraten. Der Gegendruck, den der Pilot gegeben, habe uns emporgeschleudert und uns, den nicht angegurterten Reisenden, den Wurf an die Decke eingebracht. Als ich wieder zu mir kam, sah ich auch, daß mein Schädel die Stoffspannung an der Decke durchgestoßen hatte. Mein Nachbar aber war noch äbler gefahren, denn er hatte bei dem Ruck noch oben eine hölzerne Deckenleiste getroffen und blutete an Stirn und Nase. Er wollte aber keine Anklage wegen dieses Vorkommnisses geltend machen. Die Schuld läge bei uns, weil wir verabsäumt hätten, uns anzuschallen, wodurch sich der Fall in so unangenehmer Weise ausgewirkt habe.

Zum Trost kam jetzt Stuttgart, tief im Bergkessel gelagert, in Sicht, das wir aber nördlich liegen ließen, um den Flugplatz Höttingen, der an der Hauptbahnlinie des Landes liegt, zu erreichen. Dort hatte man schon die Verspätung „infolge widrigen Seitenwindes“ durch den Maschinenraum erfahren, und mit doppelter Fürsorge und Aufmerksamkeit wurden wir vom Personal der Luftansa empfangen, wie man überhaupt den Charakter dieser Gesellschaft, ihre vorzügliche Organisation, und die Präzision, mit der sie arbeitet, nicht genug bewundern kann. In etwa 20 Minuten fuhr uns ihr Auto nach Stuttgart hinein. Obwohl mir von einer befreundeten Dame auf dem Flugplatz erwartet worden, denn der Sturm hatte schon in der vorhergehenden Nacht in Stuttgart arg gehaust und selbst in dem geschützten Tale, in dem die Stadt liegt, ungewöhnliche Stilleheit erzeugt. Doch es war mir ja nichts Schlimmes widerfahren, ich konnte nach Hause telefonieren: „Unerwartet gelandet“, und der kleine Nervenschock war nach einigen Minuten im Hotel überstanden. Und nun genoss ich es, daß ich durch meine Luftreise Zeit und Raum überwinden habe und den schönen Südwesten Deutschlands kennen lernen sollte, das alle geschichtliche Volkstümlichkeit, von dem unsere Götter Heimat so weit entfernt liegt.

Von jeher hat Schwaben viele seiner Kinder ostwärts geschickt, auch heute kommen noch viele Württemberger zu uns, besonders in die schlesische Landwirtschaft. Wirtschaftsberater und Versuchsringleiter sind in meinem Falle aus Schwaben, dessen Parzellenwirtschaften nicht mehr den Raum bieten, auf dem gebildete Leute eine Existenz finden. Nun sollte ich ihr Herkunftsland etwas kennen und verstehen lernen.

Es folgten für mich erholsame Wochen im Schwarzwald

und herrliche Jubiläumstage in Tübingen, der geliebten Landesuniversität von Württemberg, die aber auch für so viele andere Deutsche die unvergeßliche alma mater ihrer schönsten Jugendjahre ist.

Ich habe nicht nur begeisterte Eindrücke von meiner Luftreise wiedergegeben, sondern auch die Schatten, die darauf gefallen sind. Und trotzdem sagt der vielleicht älteste Gast der Luftansa: „Nächstes Jahr wieder.“ Er sagt es trotz des Unglücksfalles Maltzahn und anderer Vorkommnisse der letzten Zeit in dem festen Glauben, daß dem Flugzeugverkehr die Zukunft gehört, und daß er die größte und schönste Erweiterung des Lebens bringt:

„Nächstes Jahr wieder.“

Aus dem „Kreis-Kalender Neumarkt (Schles.) für das Jahr 1928.“

## Die Herstellung der Puppen aus Papiermaché in Thüringen.

Vor etwas mehr als Jahresfrist hatte sich Herr Pastor Jäschke aus Finsterbergen an Fräulein Wilhelm, unsere Gauvorsitzende in Thüringen, um Auskunft über unsere Organisation gewandt. Fräulein Wilhelm hatte damals die Auskunft schriftlich erteilt, doch gleichzeitig geplant, daß ich gelegentlich durch persönlichen Besuch darauf zurückkommen sollte. Durch meine öfteren Reisen nach Gotha bot sich diese Gelegenheit. Von Gotha kann man im Kraftomnibus Finsterbergen, das vier Kilometer oberhalb Friedrichroda gelegen ist, in einer Stunde und 20 Minuten erreichen. An einem frischen Vorfrühlingsmorgen, noch vor den kalten Märztagen, ging's durch Waltershausen, dem Mittelpunkt der Spielwarenindustrie, am Fuße des Thüringer Waldes gelegen, weiter durch kleine Ortschaften, wo ich im schnellen Vorüberfahren auch an manchem Haus „Puppenfabrik“ las, durch Reinhardtbrunn mit seinem Schloß und Teichen, auf denen ich auf der Rückfahrt die Jugend auf dem Eise tummeln sah und Friedrichroda. Von da hinauf zum wirklichen Wald, wo sich Finsterbergen mit seinen sauberen, schiefergedeckten Häusern, teils in einer Talenkung gelegen, mit einzelnen Strahlen bis dicht an den herrlichen, dunklen Tannenwald hinauszieht. Eigentliche Dorfhäuschen gibt es nur wenige. Fast alle Bewohner haben ihre Häuser zur Aufnahme von Sommergästen eingerichtet. Während der Sommermonate ist die Bevölkerung voll durch die Fremdenindustrie beschäftigt und genießt alle Vorteile und Nachteile, die eine solche den sonst einsam gelegenen Ortschaften bringt.

Die Puppenindustrie ist stark im Aufgange. Die Herstellung der Puppen aus Papiermaché ist, soweit ich sie sah, eine Arbeit, zu der Maschinen nicht gebraucht werden. Köpfe und Persönen werden fertig aus Sonnenberg oder Waltershausen bezogen, die Gesichter von Heimarbeiterinnen an Ort genäht, dazu gehört natürlich eine Nähmaschine. Die Herstellung der Köpfe und Glieder sah ich auf zweierlei Art, und zwar sowohl in bezug auf die Herstellungsart selbst, wie auf Betrieb.

Einen Heimarbeiter, der mit seiner Frau gemeinschaftlich arbeitet, suchte ich in freundlich heller, warmer Werkstatt auf. Der Grundstoff ist graue Pappe, die, wie mir erklärt wurde, völlig „klar“ gelocht werden muß, um dann mit Brotmehl und Weim vermischt zu einem geschmeidigen Teig verarbeitet zu werden. Dieser wird in Formen gedrückt, und zwar gehören zu jedem Teil, wie bei Gipsabgüssen, zwei Formen. Diese Hälften, die bei größeren Puppen ziemlich dickwandig, aber doch hohl sein müssen, trodnen auf Brethern, die in möglicher Nähe des Ofens aufgestellt sind und werden dann mit Weim aufeinander gellebt. An den Röhren (das sind die Stellen, wo die Teile zusammengefügt sind) entstehen Unebenheiten, die ebenso wie die Stellen, wo Kopf und Glieder an den Rumpf befestigt werden sollen, mittels eines stumpfen Messers behutet werden. Wo die einzelnen Teile nicht einwandfrei aus der Form herausgelommen sind, wird noch durch Ausfragen von etwas Masse nachmodelliert. Schließlich wird mit Sandpapier alles schön glatt gerieben und wird so in die Fabrik geliefert, wo das Fertigmachen durch Malen, Zusammensetzen, mit Hand befeuchten und Verpacken geschieht. Daß diese Arbeit, bei der viel Staub entsteht, nicht zuträglich für die Gesundheit ist, liegt auf der Hand. Das Trodnen braucht viel Platz, so daß außer der Werkstatt noch die Straße bestaubt wurde.

Unter Begleitung des Herrn Pastors besuchte ich dann

eine Puppenfabrik, einen Familienbetrieb ohne fremde Arbeiter, eine Fabrik ohne Dampfkraft und Elektrizität. In der Formenerweiterung trafen wir den Fabrikanten, einen älteren Mann, bei der Arbeit. Die nur aufgeweichte Pappe drückte er in Formen, bestrich die nur dünne Wand mit Leim, — die so hergestellten Puppen werden viel leichter als die zuerst beschriebenen. Das Trocknen, Zusammenfügen und Bemalen geschieht in gleicher Weise, zum Bemalen werden die fertigen Rumpfe, Arme und Beine an aufgespannten Draht gehängt. In einem Raum im Dachgeschoss zeigten uns der Sohn und die übrigen Familienmitglieder die fertigen Puppen, zu denen auch die Köpfe und Bekleidungen von außerhalb bezogen werden. Die Hemden in mannigfaltigster Art, wie die heutige moderne Damenwäsche, näht eine Heimarbeiterin am Ort, die ich dann auch noch aufsuchte. Neben diesem Betrieb, ohne fremde Hilfskräfte, besuchten wir eine Fabrik auf genossenschaftlicher Grundlage, die etwa acht Heimarbeiter beschäftigen soll. Als Wochenverdienst dieser Arbeiter wurden mir 14—15 M. angegeben, welcher durch Mithilfe der Frau etwas erhöht wird. Kinder können kaum mitbeschäftigt werden; ich sah und hörte davon nichts. Die Heimdennäherin erreicht etwa 12 Pf. die Stunde; das Dugend wird nach Größe und Ausführung mit 40 bis 80 Pf. bezahlt. Ein gestanzter Puppenrumpf wurde mir gezeigt; er war mit feinem Draht zusammengefügt, der mit Papier überklebt war, aber auch die beste Bemalung kann die Fuge nicht unsichtbar machen, so daß in bezug auf Schönheit die Handarbeit den Vorzug verdient.

Einige Frauen oder arbeitslose Männer finden einen Zuverdienst durch Etikettensablen, 1000 Stück 30 Pf. Platte Finger schaffen 200—250 Stück in der Stunde, das sind Höchstleistungen, und bringen es demnach auf 6—7½ Pf. Stundenverdienst!

Meine Fahrt nach Finsterbergen hat nicht das Ergebnis gehabt, Aussicht auf eine Ortsgruppe zu schaffen, denn einmal sind in den meisten Fällen die Männer Arbeitnehmer, und dann ist während der Sommermonate überhaupt kein Interesse für die Heimarbeit vorhanden. Die Arbeitslosigkeit, besonders der jungen Leute, macht dem Pfarrer, der ein wirklich sozialer Pastor ist, viel Sorge. Selbst, wenn es möglich wäre, mehr Heimarbeit auf Puppen nach Finsterbergen zu bekommen, so ist das kaum wünschenswert, weil das Diebstahl allein, bis zur Bahn 4 Kilometer, viel Zeit und Kraft kostet. Er denkt darüber nach, wie er einen einfachen Fabrikbetrieb in sein Walddorf bekommen kann, z. B. Metallstanzerei. Doch dazu kann ihm der Gewerbeverein nicht helfen.

H. Voebell.

## Franz Wieber und die Gesamtbewegung.

Ministerpräsident a. D. Dr. h. c. Stegerwald,

1. Vorsitzender des Deutschen Gewerkschaftsbundes.

Der jetzt siebzig Jahre alte Franz Wieber ist nicht nur Führer der christlichen Metallarbeiter. Er ist ein Führer aller christlichen Gewerkschaftler, gleich welchen Berufes sie sind. Es besteht ja gewerkschaftliches Führertum nicht nur in der formalen Verleihung der Würde eines Organisationsvorstehenden, sondern weit mehr noch aus der geistigen Gefolgschaft, die unausgesprochen dort erwächst, wo Wille und Tat eines Menschen zu Vertrauen zwingen. Franz Wieber darf sich rühmen, dieses Vertrauen in der ganzen christlichen Gewerkschaftsbewegung errungen zu haben. Er ist nicht nur den Metallarbeitern „der Alte“, dessen Wesen und Wirken Respektierung und Hochachtung verlangt, sondern allen, die aus innerem Erleben heraus sich der christlichen Gewerkschaftsidee verbunden fühlen.

Franz Wieber ist kein eingestellter Gewerkschaftsjunker, der nichts anderes als die Metallindustrie und die Metallarbeiter sieht. Gewiß, sein Lebenswert galt in erster Linie den Metallarbeitern und unter diesen nicht zuletzt den schwer schaffenden Menschen in den Hüttenwerken. Gerade die letzteren sind Franz Wieber zu besonderem Danke verpflichtet als dem unermüdbaren Kämpfer für ein menschenwürdiges Dasein. Die erzielten Erfolge aber — man denke nur an den Laufe der Jahre erzielten gesetzlichen Arbeiterschutz — wären unmöglich zu erzielen gewesen, hätte Franz Wieber umfassendes Wissen von den Zusammenhängen der wirtschaftlichen und sozialen Geschehnisse nicht der öffentlichen Meinung in kluger Abgrenzung und damit eine Atmosphäre geschaffen, in der ein besserer Schutz der Schwerarbeiter in der Metallindustrie sich durchsetzen vermochte. Gibt es überhaupt eine Frage, die den

„Alten“ nicht interessiert, die er nicht durchdacht und über die er nicht aus seiner reichen Lebenserfahrung heraus sich eine selbständig gebildete Meinung entwickelt? Menschen aber, die mit unüberlichem Blick durch die Welt gehen und ihr praktisches Wissen dann erfolgreich einzufügen wissen in den Lauf der Dinge, das sind die Führer, wie sie eine umfassende Arbeiterbewegung braucht.



Im Jahre 1928 kann Franz Wieber das Jubiläum seiner 25jährigen ununterbrochenen Mitgliedschaft im Vorstand des Gesamtverbandes der christlichen Gewerkschaften Deutschlands begehen. „Ununterbrochen“ besagt eigentlich schon, daß er vor dieser Zeit auch schon einmal mitwirkte. Den älteren und den in der Geschichte der christlichen Gewerkschaften bewanderten Kollegen ist nicht unbekannt, daß es eine Zeit gab, wo der „Neutralitätsstreit“ und der „Zollstreit“ die Gemüter der Anhänger unserer Bewegung so erhitze, daß eine Trennung als das kleinere Übel erschien. Um so einiger und fester wurde das Verhältnis zueinander, als die Zeit der Gärung überwunden war. So persönlich auch manchmal die halb überwundenen Gegensätze aussehend, nicht vergessen sei, daß sie auf Wiebers Seite letztlich und im tiefsten Grunde ihre Ursachen hatten in der Charakterfestigkeit und dem im Grundfähigen unbeugsamen und konsequenten Willen. Gewiß sind auch in der Folgezeit in der Gesamtbewegung Meinungsverschiedenheiten vielfachster Art entstanden. Es würde ja auch sonderbar zugehen, wenn alle Menschen von vornherein immer einer Meinung wären. Immer wieder aber hat Franz Wiebers Mahnung, die er auf dem Kölner Kongress 1909 aussprach, aus der Vergangenheit zu lernen und gegensätzliche Meinungen und Differenzen in Ruhe und Sachlichkeit auszutragen, zur Verständigung geführt. Wiebers konziliantes Wesen, seine Erfahrungsweisheit, seine Kameradschaftlichkeit, die sich zur Freundschaft weitete, haben den Gesamtverband über manche Schwierigkeiten schon hinweggebracht. Wenn irgendeine Erörterung in Kleinigkeiten hängen zu bleiben drohte, brachte die Großzügigkeit des „Alten“ in der wieviel wie vielen Fällen eine Entspannung und Lösung im Sinne jener Solidartät, die für eine Bewegung, wie die unsere, Lebens-element sein muß.

Franz Wieber ist der erste Pionier der christlichen Gewerkschaften gewesen. Die von ihm um die Mitte der achtziger Jahre geschaffenen Formervereinigungen in Duisburg und Umgebung bekamen ihre „christliche Grundlage“. In dieser Grundlage hat Franz Wieber nicht rütteln lassen. Um dieses Prinzip willen machte er mit seinen Ortsvereinen den Weg der Formner in die freigewerkschaftliche Bewegung nicht mit. Scharf beobachtete er die Gefahrenstellen, an

denen die junge christliche Gewerkschaftsbewegung hätte zerbrechen können. Nach seinem Willen blieb das Christentum der unverrückbare Leitstern unserer Bewegung. Franz Wiebers Betrachtungsweise entspricht es auch, wenn unsere Bewegung nicht eine Lohnbewegungsmaschine wurde, sondern auch das Problem der Produktivität der Arbeit und der Kaufkraft des Lohnes hier Beachtung verlangen. Im Grundsätzlichen unbeugsam, schlug Franz Wieber auch hier eine der schärfsten Klinge, die im Kampf um die Unabhängigkeit der christlichen Gewerkschaften geführt wurden.

Den Alten und den Jungen in der Gesamtbewegung ist Franz Wieber nicht nur ein immer liebenswürdiger Kollege, sondern auch ein treuer Freund und Führer. Der „Alte“ läßt niemanden im Stich, wo immer er nur zu raten und zu helfen vermag. Edle Menschlichkeit paart sich mit einer Führerart, die auch die Jungen in den Bann des „Alten“ zwingt und sie auf Rat und Mahnung hören läßt. Der Franz Wieber eigene Sinn für Autorität und Einordnung, für Opferwilligkeit und Treue, für religiöses Verantwortlichsein und nationales Empfinden gibt ihm wertvollste Erzieherqualitäten, deren er sich wahrscheinlich selbst nicht einmal bewußt ist. Und nicht zuletzt deshalb, weil die christliche Gewerkschaftsbewegung eine Jugend braucht, die erfüllt ist mit allen Tugenden, die den strebenden Arbeitern unserer Tage nötig sind. Möge Gott geben, daß Franz Wieber noch recht lange in Gesundheit und Lebenskraft Führer und Vorbild sein kann für alle, die berufen sind, den guten Kampf der Arbeiterschaft in der Zukunft weiter durchzuführen.

## Berufliche Rundschau.

**Lohnlagen.** Viel zu selten klagen Heimarbeiterinnen, wenn ihnen nicht die richtigen Löhne gezahlt sind. Die Angst, Unannehmlichkeiten zu haben oder gar die Arbeit zu verlieren, hält sie ab. Darum sollen hier einmal einige Klagen genannt werden, die in allerletzter Zeit in Berlin durchgeführt wurden.

Eine Schirmnäherin war wegen Arbeitsmangels von der Firma entlassen worden. Sie kam in das Büro und sagte, sie hätte doch gelesen, daß auch Heimarbeiterinnen eine vierzehntägige Kündigungsfrist hätten. Es wurde ihr bestätigt und sie gebeten, das Lohnbuch einzuschicken oder mit ihm wiederzukommen, damit wir eine genaue Forderung an den Arbeitgeber stellen könnten. Wir rechneten aus dem Lohnbuch den Durchschnittsverdienst des Jahres 1927 zusammen und forderten den Arbeitgeber auf, diesen ausgerechneten Wochenlohn für zwei Wochen zu zahlen. Den übernächsten Tag kam er in die Kollendorfsstraße, brachte das Geld, fragte, ob es sonst noch Bestimmungen gäbe, die er nicht kenne und die er einhalten müßte und ließ sich zum Schluß noch einige Broschüren über die Arbeit des Gewerksvereins geben, die ihn stark interessierte.

Eine Krawattenfirma hatte ihren Näherinnen die ihnen zustehenden zehn Prozent für Stabelführbinder nicht gezahlt. Sie behauptete, für Rehrbinder hätte es bis zum 6. Dezember 1927 überhaupt keinen Tarif gegeben, man könnte daher von einer Tarifverletzung nicht sprechen. Vor dem Tarifschiedsgericht wurde vereinbart, daß sie für jedes Duzend dieser Rehrbinder 8 Pfennig nachzahlen solle. Hier haben unsere Mitglieder nicht nur für sich selbst und ihre unorganisierten Kolleginnen, sondern auch für die Mitglieder des Bekleidungsarbeiterverbandes, die aus nicht erklärlichen Gründen selbst keine Klage einreichten, Vorteile errungen.

Eine Schürzenfirma hatte zwei Heimarbeiterinnen dauernd zu wenig Lohn für Knabenschürzen gezahlt. Die Näherinnen erfuhren es erst, nachdem sie sich organisiert hatten, klagten mit Hilfe des Gewerksvereins die Mindestentgelte (es handelte sich um vom Sachausschuß für Schürzen festgesetzte Mindestentgelte) ein. Nach längeren Verhandlungen kam eine Einigung mit dem Arbeitgeber zustande, bei der die eine 45,86 Mark, die andere 35,25 Mark nachgezahlt bekam.

Eine Stickerin hatte von ihrer Firma zwar die nach der Tarifierhöhung festgesetzten Zuschläge bekommen, aber nicht vom richtigen Tage an. Hier genügte ein Brief; sie konnte bei der nächsten Lohnzahlung das ihr noch zustehende Geld in Empfang nehmen.

In keinem dieser Fälle sind die Heimarbeiterinnen entlassen worden, in keinem hat auch nur das Verhältnis zum Arbeitgeber Schaden gelitten. Es soll aber noch

über zwei weitere Fälle berichtet werden, die erst nach der Entlassung eingereicht sind.

Ein Mitglied hatte keine Arbeitslosenunterstützung bekommen, weil die Zwischenmeisterin auf die Entlassungsbescheinigung geschrieben hatte, daß sie die Arbeit auf eigenen Wunsch niedergelegt hätte, dabei hatte die Zwischenmeisterin ihr sagen lassen, sie hätte keine Arbeit mehr für sie und ihr die Papiere zugesandt. Die Zwischenmeisterin wurde vom Arbeitsgericht verurteilt, einen richtigen Entlassungsschein auszustellen, und das Mitglied bekam die Arbeitslosenunterstützung nachgezahlt.

Eine Blusen- und Kleidernäherin hatte für einen Zwischenmeister fünf Blusen gearbeitet. Sie hatte für die Blusen drei Stunden Arbeitszeit gebraucht und je 85 Pfennig bekommen, während der Stundenlohn für die Blusen- und Kleiderbranche auf 54 Pfennig steht. Sie selbst hatte keine Arbeit mehr genommen wegen der zu schlechten Löhne, hatte sich aber bereit erklärt, die kleine Summe, die sie noch zu fordern hatte, einzuklagen, um den Kolleginnen in der Branche zu helfen. Auch diese Klage ist gewonnen. Die Richter waren überzeugt, daß die Angaben unseres Mitgliedes wahrheitsgemäß gemacht waren.

**Umsatzsteigerung in der Damen-Konfektion.** Der Verband deutscher Damen- und Mädchenmäntelfabrikanten mit dem auch unser Gewerksverein im Vertragsverhältnis steht, veröffentlicht in seinem Organ einen Bericht, der eine erfreuliche Steigerung des Absatzes für 1927 im Vergleich zum Vorjahr ausweist.

Der Verband, dem so gut wie sämtliche bedeutenden Firmen angehören, teilt mit, daß seine Mitglieder zusammen einen Jahresumsatz von 350 Millionen Mark hatten, was eine nennenswerte Steigerung bedeutet. Besonders erfreulich ist die Tatsache, daß diese Steigerung eine erhebliche Zunahme des Exports in sich begreift. Rund ein Siebentel der in Berlin, Breslau und Erfurt hergestellten Damen- und Mädchenmäntel wurden ins Ausland verkauft. Immer zunehmend vollzieht sich die Entwicklung in der Richtung, daß eine verhältnismäßig geringe Anzahl von Großfirmen überragende Bedeutung gewinnen. Vierzehn Firmen bringen mehr als den vierten Teil, genauer gesagt fast 29 Prozent, sämtlicher Mäntel auf den Markt, die von der deutschen Konfektion hergestellt werden. 111 Betriebe, von denen jeder einzelne Mäntel für mehr als eine Million umsetzt, stellen zusammen 81 Prozent sämtlicher Mäntel her; auf die übrigen Mitglieder des Verbandes, nämlich auf 150 kleinere Firmen, entfällt demnach die Herstellung von nur 18 Prozent der insgesamt im Handel umgesetzten Waren.

In der Konfektion, wie fast in sämtlichen anderen Gewerben, vollzieht sich in immer wachsendem Umfange die Entwicklung zum Großbetriebe.

Weil er nicht organisiert war. Vor dem Düsseldorfer Arbeitsgericht stand kürzlich ein Arbeiter, welcher seinen Arbeitgeber verklagt hatte, weil dieser ihm den Tariflohn nicht ausgezahlt habe. Da er mit seiner Klage Ansprüche auf den Tarifvertrag erhob, fragte ihn der Vorsitzende, ob er organisiert sei. Der Kläger verneinte dies. Er machte dann große Augen, als ihm der Vorsitzende eröffnete: „Wenn Sie nicht organisiert sind, haben Sie auch keinen Anspruch aus den Leistungen des Tarifvertrages. Infolgedessen können Sie auch nicht wegen des nichtbezahlten Tariflohnes klagen, und es ist Ihre Klage abzuweisen.“ Alles Jammern wegen des verlorengegangenen Verdienstes half ihm nichts, im Gegenteil mußte er sich vom Gericht belehren lassen, wenn er nicht an den Verbandsbeiträgen gespart hätte, würde ihm wohl mit ziemlicher Sicherheit der eingeklagte Betrag, welcher über 100 Mark ging, zugesprochen worden sein.

## Aus unserer Bewegung

**Dresden.** Heute heißt es Rechenschaft ablegen für eine längere Arbeitsspanne, für ein ganzes Jahr. Es ist gut, einmal haltzumachen und durch Zahlen festzustellen, wie sich die Arbeit entwickelt hat. Zahlen können ein lebendiges Bild geben und sprechen für sich.

**Verkehr mit Behörden:** In Dresden galt es neben dem inneren Aufbau nun auch wieder den äußeren Angelegenheiten nachzugehen. Aus den Sachausschüssen ist zu berichten, daß unserem Antrage, eine Unterabteilung für Frauen- und Kinderkonfektion zu errichten, stattgegeben und ein Stundenlohn von 48 Pf. für diese Branche fest-

gesetzt wurde. Ein Fachauschuß für die papierverarbeitende Industrie wurde auf unseren Antrag hin neu errichtet. Der Stundenlohn für weibliche Handarbeiten wurde in dem entsprechenden Fachauschuß von 20 Pf. und 30 Pf. auf 26 und 36 Pfennige erhöht. Auf unsere Veranlassung wurde festgestellt, daß Wollblumen, wie solche zu Blumentagen geliefert werden, unter die Tarifbestimmungen für die Blumenindustrie fallen, so daß nicht der bis dahin gezahlte Stundenlohn von 10 bis 15 Pf., sondern ein Stundenlohn von 32 Pf. zu zahlen war. Die Minderentlohnung mußte nachgezahlt werden. Auch in der Wollnäherei stellten wir eine Minderbezahlung von 15 Prozent fest, woraus sich eine beträchtliche Nachzahlung für etwa 100 Heimarbeiterinnen ergab. Zwei auswärtige Firmen der Tapissierbranche wurden zur Nachzahlung von Löhnen und erheblichen Bußen verurteilt. Bei insgesamt zehn Firmen wurden Lohnnachzahlungen erreicht, bei acht Firmen wurde die Anmeldung der von ihnen beschäftigten Heimarbeiterinnen zur Krankenkasse, bei vier Firmen zur Landesversicherung erzielt. Ferner wurden zwei Anträge auf Prüfung der Sozialrente gestellt, wovon der eine den Erfolg brachte, daß unserem Mitglied eine Erhöhung der monatlichen Rente um 20 M. und eine Nachzahlung von 310 M. zugesprochen wurde. Beim Fürsorgeamt wurde mit Erfolg ein Antrag auf Gewährung einer Kur in Bad Elster gestellt, der unserem Mitglied eine erhebliche Besserung seines Leidens brachte.

**Bildungswesen:** In einer Schulungswoche in Sachsenhausen, sowie an einem vom Kartell veranstalteten Vortragsabend in Dresden nahm je ein Mitglied teil. Ferner wurden vom Kartell zwei Kurse über Arbeitsrecht in Dresden abgehalten, wozu sich insgesamt zehn Mitglieder beteiligten. Im Anschluß an einen der letztgenannten Kurse fand eine interessante Besichtigung des Dresdener städtischen Arbeitsnachweises statt. Frau Görlich nahm als Delegierte an einer Tagung des Gesamtverbandes in Chemnitz teil.

**Gewerbliche Ausbildung:** Im März veranstalteten die Dresdener Gruppen eine Heimarbeiterausstellung in den oberen Räumen des Winklerladens in der Prager Straße, die unseren Mitgliedern zum Teil gute Einnahmen brachte. Ferner wurde eine Reihe von Lehrkursen abgehalten, und zwar ein Lampenschirmnähtkurs mit 15 Teilnehmerinnen, zwei Weißnähtkurse mit 15 Teilnehmerinnen, zwei Krawattennähtkurse mit je 10 Teilnehmerinnen.

**Versammlungen und Veranstaltungen:** In Dresden fanden 32 Gruppenversammlungen statt, in denen außer den gemeinschaftlichen Besprechungen abwechselnd Heiteres und Ernstes geboten wurde. U. a. sprach Frau Ina Dr. jur. Quehle über Rechtsfragen im Leben der Frau. Ferner fanden zwei Branchenversammlungen, zwei Vertrauensfrauenversammlungen und elf Gesamtvorstandssitzungen statt. Eine schöne Kinderweihnachtsfeier und ein ertragreiches Stiftungsfest vereinigte alle Mitglieder zu frohen Stunden. Ferner unternahmen wir zwei herrliche Sommerausflüge, an die wir gern zurückdenken. Der erste Ausflug führte uns zu Schiff nach Meißen und der Albrechtsburg, der zweite nach dem Lustschloß Pillnitz und seiner reizenden Umgebung. Viel Interesse fand auch eine Besichtigung des Großbetriebes für Milchversorgung der Dreima-Milchgenossenschaft.

Wir beteiligten uns auch an der Unterstützungsarbeit für die durch Unwetter Geschädigten im Müglitztal durch freiwillige Näharbeit unserer Mitglieder. Für die Lotterie zugunsten der Jugendheime der christlichen Gewerkschaften setzten wir 100 Lose ab. Zwei unserer Mitglieder verlebten ihre Ferien in Sachsenhausen.

Das Leben im Büro selbst war auch sehr reger. Besuche in der zweimal wöchentlich abgehaltenen Sprechstunde wurden 486 verzeichnet, Hausbesuche seitens des Büros wurden 438 notiert, ungerechnet die Besuche bei erkrankten Mitgliedern, durch Vertrauensfrauen u. a. Hierzu kommen 43 Besuche bei Behörden und Arbeitgebern. Die Zahl der erteilten Rechtsauskünfte beträgt 74, Auskünfte über Versicherungsfragen und anderes wurden 97 gegeben. Die Posteingänge betragen 422, die Ausgänge ohne die Druckfachen 1661.

Das Jahr 1927 hat uns in Dresden ein gutes Stück vorwärts gebracht; dankbar stellen wir es fest, wenn wir die wachsende Zahl unserer Mitglieder betrachten. Dankbar wollen wir sein, daß wir so viel treue Mitarbeit fanden, dankbar dafür, daß wir arbeiten durften und konnten,

dankbar dafür, daß Segen auf unserer Arbeit lag. „Mutts voran!“ Mit diesem Wahlspruch unserer Führerin treten wir in die neue Arbeitsspanne ein. Helfen wir alle mit, daß es eine fruchtbare Zeit werde, nach innen gefestigt durch treues Zusammenhalten, durch friedfertiges Uebersehen der kleinen Schwächen untereinander und dadurch nach außen stark und erfolgreich.

**Frankfurt a. M.** Der diesmalige Neuabschluß des Reichstarifvertrages für die Schuhindustrie brachte uns Heimarbeiterinnen ein erfreuliches Ergebnis. Die Bestimmung über die Ferien für Heimarbeiterinnen, die von zwei Jahren zu unserm großen Kummer fielen, sind wieder eingeführt worden. Es heißt jetzt im Reichstarifvertrag, daß allen Heimarbeiterinnen, die zur Zeit der allgemeinen Ferien (den Ferien der Fabrik) drei Monate mit ihrer vollen Arbeitskraft für den gleichen Betrieb gearbeitet haben, sieben Tage Ferien zustehen mit dem Durchschnittsverdienst der letzten vier Wochen. Es wird jetzt schon von Arbeitgeberseite versucht, an dieser Bestimmung zu deuteln, nämlich, daß sie den Heimarbeiterinnen, denen in letzter Zeit wenig Arbeit mitgegeben wurde, das Recht auf Ferien bestreiten wollen. Es wird nun wieder Sache unseres Verbandes sein, den Arbeitgeber zu zwingen — und wenn es auf dem Klageweg wäre — den Heimarbeiterinnen ihr Recht auf Ferien zuzugestehen, denn die meisten wären froh gewesen, wenn es keine Zeiten der Kurzarbeit gegeben hätte und sie ihre volle Arbeitskraft dem Betrieb zur Verfügung hätten stellen können.

Außer den Ferien hat der Reichstarifvertrag für die Schuhindustrie ab 1. April eine Lohnerhöhung im Stundenlohn von fast 5 Prozent gebracht, so daß der Stundenlohn jetzt 54 Pf. für die Heimarbeiterinnen beträgt. Es wird nun noch längerer Einzelverhandlungen bedürfen, bis diese Erhöhung auch in den Akkorden der Heimarbeiterinnen zur Auswirkung kommt.

Wir hoffen nun, daß die noch abseits stehenden Heimarbeiterinnen auch einsehen werden, daß es verdaulich wäre, dem Verbands länger fernzubleiben und die erträglichsten Vorteile einzustechen, ohne den Verband durch die eigene Mitgliedschaft zu fördern.

### Veranstaltungen.

Der Verein „Erholungsheim für Heimarbeiterinnen“ öffnet das Heim Ernst Böhme-Stiftung in Sachsenhausen (Mark) ab 3. Mai für unsere Mitglieder. Pensionspreis 1,25 Mark für den Tag. Bei der Anmeldung sind 5 Mark anzuzahlen.

Anmeldung und Auskunftserteilung am 17. und 20. April von 10 bis 1 Uhr in der Hauptgeschäftsstelle, Rollendorfsstraße 15. Das Mitgliedsbuch ist mitzubringen. Anmeldung für auswärtige Mitglieder schriftlich unter Einsendung des Mitgliedsbuches.

#### Der Vorstand.

**Sauverband Brandenburg.** Führung im Schloss-Museum: Donnerstag, den 19. April, abends 7 Uhr (bei elektrischer Beleuchtung). Treffpunkt am Eingang gegenüber dem Kaiser-Wilhelm-Denkmal. Eintrittspreis ermäßigt auf 30 Pf.

**Turnkursus.** Unser erster Turnkursus findet am Dienstag, dem 24. April, und an den vier folgenden Dienstagen im Gemeindehaus von St. Petri, Neue Grünstr. 19, abends 7/8 Uhr, statt. Preis für fünf Abende 2,50 M., davon 1,50 M. bei Beginn zahlbar. Meldungen werden im voraus erbeten, da die Zahl der Teilnehmer begrenzt ist. Junge Mädchen dürfen nicht teilnehmen.

**Ausstellung von Ballon- und Zimmerpflanzen.** Ende Juli bzw. Anfang August findet in den Räumen unserer Hauptgeschäftsstelle die bereits angekündigte Schau von den selbstgezüchteten blühenden Pflanzen (eb. auch an Schrebergärten) unserer Mitglieder statt. Die letzte Sausvorstandssitzung hat bereits Preisrichter gewählt und bestimmt, daß Blumentöpfe als Preise verteilt werden.

**Inhalt:** Das Kreuz am Wege. Das Kreuz wickelt sich zum Himmel tragen. Meins erste Flugzeugs. Die Herstellung der Puppen aus Papiermaché in Thüringen. Franz Wiedler und die Gesamtbewegung. — **Veranstaltungen:** Bognlagen. Aufsichtsratswahl. — **Der Vorstand:** Bericht über die Tätigkeit. — **Unsere Arbeit:** Die Damenkonfektion. Welt er nicht organisiert war. — **Unsere Arbeit:** Die Damenkonfektion. Welt er nicht organisiert war. — **Unsere Arbeit:** Die Damenkonfektion. Welt er nicht organisiert war. — **Unsere Arbeit:** Die Damenkonfektion. Welt er nicht organisiert war. — **Unsere Arbeit:** Die Damenkonfektion. Welt er nicht organisiert war.